

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 69 (1982)
Heft: 9: Luzern : 650 Jahre im Bund

Artikel: Zwei Luzerner Sagen, erzählt von Meinrad Lienert
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unterstützten Chronisten muss Abschied genommen werden. Die Illustrationen sind das Werk einer ganzen Gruppe von Mitarbeitern, die mehr oder weniger lang in der Werkstatt verweilten und dabei ihr Pensum von Schilling, der die Führung des ganzen Unternehmens innehatte, zugeteilt erhielten. Die Entstehung fällt in die Zeit nach dem Erscheinen von Etterlins Schweizer Chronik, die auf Weihnachten 1507 von Michael Furter in Basel im Druck herausgebracht wurde. Die Arbeit setzte intensiver 1509 ein und erreichte, wie sich aus einzelnen datierten Bildern erschliessen lässt, ihren Höhepunkt 1511 und 1512, wobei einzelne Bilder noch ins Jahr 1513 hineinreichen. Die zweite, bisher in ihrer künstlerischen Bedeutung vielleicht eher überschätzte Hand ordnet sich in den Beginn der Renaissance in Süddeutschland ein; sie hat die neue

Formensprache und das neue Weltbild, das sich in ihren Bildern spiegelt, bestimmt nicht aus erster Hand und in Italien bezogen. Als Geldgeber für das ganze kostspielige Unternehmen dürfte doch wohl in erster Linie Kaiser Maximilian persönlich in Frage kommen. Wir meinen, dass mit diesen Beiträgen und den in ihnen vorgelegten Argumenten und Thesen die Diskussion um Persönlichkeit und Leistung Schillings angeregt und neu belebt werden könnte. Wesentlich aber bleibt die sorgfältige Transkription des Textes und vor allem natürlich das Faksimile selbst, das unsere Generation weit überdauern wird. Wenn die Kapitel des Kommentars zu einem vertieften Verständnis der in dieser vorbildlichen Wiedergabe erschlossenen Handschrift beitragen, so ist ihre Aufgabe erfüllt.

Zwei Luzerner Sagen, erzählt von Meinrad Lienert

Aus dem reichen Luzerner Sagenschatz, den vor über 100 Jahren Alois Lütolf mustergültig gesammelt und ediert hat, sollen hier zwei abgedruckt werden. Wir lassen sie jedoch nicht vom etwas trockenen Gelehrten erzählen, sondern geben dem Innerschweizer Dichter Meinrad Lienert das Wort.***

Die Mordnacht von Luzern

Bald nach der Schlacht von Morgarten, in der sich die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden vom österreichischen Joche der bösen Landvögte für immer befreit hatten, trat auch die unten am Bergsee gelegene Stadt des heiligen Leodegar, Luzern, in ihren Bund, also dass man nun diese vier verbündeten Länder um den See bis auf den heutigen Tag die Waldstätte und nach ihnen den schönen, vielarmigen See den Vierwaldstättersee nennt.

Aber der Herzog von Österreich, dem die Stadt Luzern gehörte, war mit diesem Bündnis gar nicht einverstanden. Er suchte daher auf jede

Weise die abtrünnige, freiheitssüchtige Stadt wieder unter seine Botmässigkeit zu bringen. Doch die Bürger der Stadt waren auf der Hut und liessen sich von den Landvögten und österreichischen Adligen, die ausserhalb der Stadtmauern regierten, nicht überrumpeln. Nun wohnte aber in der Stadt eine grosse Partei vornehmer Leute, die gern Österreicher geblieben wären, da es ihnen besser gefiel, neben dem österreichischen Pfau den Stolzgokkel zu spielen, als mit den viehhütenden Bauern der drei Länder falsche Freundschaft zu halten. Sie verschworen sich daher, sogar mit Brief und Siegel, in einer Nacht alle gewichtigen Anhänger der Eidgenossen zu überfallen und in ihren Betten zu ermorden. Dann wollten sie den draussen harrenden österreichi-

* Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern 1862.

Vgl. auch: Kuno Müller, Luzerner Sagen. Verlag Eugen Haag, Luzern 1964. (Umfassendste Sammlung)

** Abgedruckt aus: Schweizer Sagen und Helden geschichten. Verlag Eduard Salchli, Bern o. J.

schen Adeligen und ihren Reisligen die Tore öffnen und ihnen die Stadt wieder übergeben. Die Verräter hielten die Sache also geheim, dass ausser ihnen kein Mensch in der Stadt etwas von dem bösen Anschläge erfuhr. Als Erkennungszeichen unter sich trugen sie alle einen roten Ärmel.

Es war zu Jakobitag im Jahre des Heils 1333 in einer finsternen, aber sternenreichen Nacht. Über dem Pilatusberg, dessen schwache Umrisse dräuend in die vielgetürmte Stadt hineinschauten, stand noch der Halbmond und beschien das Spiel der Wellen, die ein lauer Ostwind, in dem der Duft der Bergweiden wehte, an das offene Seegelände der Stadt trieb.

Alles schien längst zur Ruhe gegangen. Überall herrschte tiefste Stille, nur um die Fischer nach am See quirlten die Wasser.

Da schritt langsam ein armer Knabe in zerschlissemem Wams und Höschen vom See her in die Stadt hinein. Aber niemand hörte ihn wandeln, da er barfuss ging, und nur sein schwacher Schatten zeigte sich hin und wieder am steilen Häusergemäuer. Er hatte am See ein wenig gefischt, vielleicht um seiner armen Mutter ein Nachtessen zu gewinnen. Dabei war er nach und nach von dem eintönigen Schlummerlied der spielenden Wellen eingeschläfert worden. In der Hand trug er einen Henkelkrug, in dem ein paar Fische schwammen, und in einem Arm hielt er die Angelrute. Immer tiefer kam er in die totenstille Stadt hinein, die wie ausgestorben dalag. Und obwohl die engen Gässchen ihn anstarrten wie offene Särge, fürchtete er sich doch nicht und trachtete nur, nun eiliger ausgreifend, bald heimzukommen.

Aber als er sich den grossen Gängen unter den Schwibbogen bei des von Wyl Haus näherte, hielt er auf einmal verwundert an. Bei den Schwibbogen unter der Schneider Zunft-haus und Trinkstube war ein seltsames Klirren und Murren.

Einen Augenblick gedachte er schleunigst auszureissen, denn unter den Bogen hielten ja wohl die armen Seelen ihren nächtlichen Umgang. Doch er vertraute auf Gott, schlug ein Kreuz und schlich sich leisen Fussess auf die Schwibbogen zu.

Da erblickte er in den Gängen im schwachen Scheine des untergehenden Mondes eine grosse Schar Männer, die alle schwerbewaffnet waren, und erkannte in ihnen, besonders

an ihren roten Ärmeln, die vornehmsten Geschlechter der Stadt. Und als er sich ganz nahe an sie heranmachte, merkte er aus ihren Reden, dass sie vorhatten, nach Mitternacht die eidgenössisch gesinnten Bürger der Stadt zu überfallen, erbarmungslos zu ermorden und den draussen harrenden Feinden die Stadttore zu öffnen.

Von Entsetzen gepackt wollte er sich davon-schleichen. Doch einige der Verschworenen sahen seinen Schatten an den Häusern entlang huschen. Sie verfolgten ihn, und als sie ihn eingeholt hatten, brachten sie ihn unter die Schwibbogen zurück. Dort wollte man ihn erst erstechen. Aber als die Verschwörer das zitternde, halbnackte Büblein mit seinem Krug wie ein Häuflein Elend vor ihren Spiesen zusammenzucken sahen, erbarmten sie sich seiner. Doch musste er schwören, keinem Menschen zu sagen, was er unter den Schwibbogen vernommen hatte. Auch liessen sie ihn nicht von sich, sondern behielten ihn in ihren Reihen.

Aber als der Mond völlig untergegangen war und nur noch die Sterne über die Mauer der Stadt hereinklickten, wurden ihre Reden wieder eifriger. Sie rüsteten sich zum Überfall und vergassen den Knaben. So gelang es ihm, von ihnen unbemerkt, sich davonzuschleichen. Noch bleich vor Schrecken über all das Gehörte, eilte er, statt heimzugehen, überall in der Stadt herum, zu sehen, ob nicht irgendwo auf einer Zunftstube, wo man allezeit in die tiefe Nacht hinein zu bechern pflegte, noch ein Licht brenne.

Voll Freude sah er auf der Metzger Zunftstube erleuchtete Scheiben. Er machte sich die steile Wendeltreppe hinauf in der Metzger geräumige Trinkstube. Dort schlich er sich hinter den grossen Kachelofen. Die Bürger aber, die ihren fröhlichen Becherlupf taten und würfelten, achteten seiner nicht.

Da fing er auf einmal gar laut zu reden an und rief: «O Ofen, Ofen!» Nun schauten sich wohl einige Männer flüchtig nach ihm um, dann aber spielten sie weiter. Nach einer Weile hub er noch lauter an und rief: «O Ofen, Ofen, wenn ich reden dürfte!» Jetzt wurden die Zünfter aufmerksam und fuhren ihn unwirsch und verwundert an: «Was treibst du da so spät hinterm Ofen für närrische Spässe? Was hat dir der Ofen getan? Bist du närrisch? Oder was fehlt dir?» Doch der Knabe antwortete

nun, etwas eingeschüchtert: «O nichts». Aber nach einer Weile ward ihm schwer, denn nun musste bald die Stunde schlagen, wo das Morden losgehen würde. Und obwohl er geschworen hatte, den ruchlosen Anschlag keinem Menschen zu verraten, so fasste er sich nun doch ein Herz und rief zum dritten Male: «O Ofen, Ofen, dir muss ich's klagen, denn ich darf's ja keinem Menschen sagen. Es sind viele Leute versammelt unter den grossen Schwibbogen bei der Egg. Sie wollen diese Nacht einen Mord in dieser Stadt vollbringen. O Ofen, Ofen, das ist die heilige Wahrheit!» Jetzt merkten die zechenden Zünfter das Unheil. Sie fuhren erschrocken auf, und ohne den Knaben noch weiter etwas zu fragen, machten sie sich schnellstens aus der Trinkstube und rannten, sich zu waffnen, still nach Hause und danach zum Schultheissen und allen eidgenössisch Gesinnten der Stadt. Vor allem besetzten sie die Stadttore.

Bald waren sie in hellen Haufen beisammen, und als nun die Rolandshörner von Luzern fürchterlich alles aus den Betten heraushornten, wussten die Verschworenen unter den Schwibbogen, dass ihr Verrat ausgekommen sei. Also liefen sie eilig in ihre Herrenhäuser. Doch erwischte man noch einige von ihnen und erkannte nun, da sie alle rote Ärmel trugen, die ganze Verschwörerschaft, die alsbald eingezogen wurde. Die Verräter hätten wohl das Leben verloren, würde sich Gott nicht ihrer erbarmt haben, wie sie sich vorher des Bübleins erbarmten, das ihnen in die Hände lief und sie vor einer ungeheuerlichen Bluttat bewahrt hatte. Auf Fürbitte der zu Hilfe eilenden Eidgenossen der drei Länder schenkten sie den Verschwörern das Leben, und diese wurden nachmals getreue und biderbe Eidgenossen.

Von dem armen Büblein aber, das durch seinen guten Kopf und sein tapferes Herz die Stadt gerettet hat, ist nicht einmal der Name auf uns gekommen. So wollen wir ihn denn einmal zusammen lesen im Buche des ewigen Lebens.

Die Pilatussage

Ob der schöngelegenen Stadt Luzern am Vierwaldstättersee steht ein gewaltiger, zackiger Berg, der vormals Frakmunt hiess. Aber seit-

dem der Landpfleger Pilatus auf dem rauhen Berg haust, nennen ihn die Leute Pilatus. Nämlich vor alter Zeit, als in Rom der mächtige Kaiser Tiberius am Aussatz erkrankte und ihn auch die geschicktesten griechischen Ärzte nicht zu heilen vermochten, vernahm er, dass in Jerusalem ein Arzt sei, der alle Kranken gesund machen könne. Er schickte also seinen treuen Diener Alban nach Jerusalem. Aber Pilatus, der römische Landpfleger, erschrak und wollte nichts von einem solchen Arzte wissen, der eben Jesus Christus war, den er vor kurzem hatte kreuzigen lassen. Inzwischen begegnete der Diener Alban der heiligen Veronika, die das Tüchlein besass, auf dem das blutbefleckte Antlitz des Heilandes zu sehen war. Diese erzählte ihm das Leiden und Sterben des Gottessohnes, und so reisten sie heimlich zusammen nach Rom zurück, legten dem Kaiser das Schweisstuch auf, und er wurde sogleich gesund. Dann aber liess er voller Zorn den ungetreuen Pontius Pilatus nach Rom rufen, damit er sich wegen seiner schlechten Verwaltung der jüdischen Provinz verantwortete.

Als aber Pilatus beim Kaiser Tiberius eintrat, empfing ihn der zum Erstaunen aller gar freundlich. Wie er jedoch wieder aus dem Palaste war, ergrimmte der Kaiser von neuem wider ihn. Man führte ihn also nochmals zu ihm hinein, aber der Kaiser behandelte den schlechten Landpfleger aufs neue wieder ganz freundschaftlich. Kaum war er wieder fort, wurde Tiberius gleich wieder wütend über ihn. Aber auch ein drittes Mal nahm ihn der Kaiser gütig auf und war wie verwandelt. Da wunderten sich alle am Hofe und sagten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Nun zog man dem Pilatus das Oberkleid aus, und da entdeckte man darunter das ärmliche, ungenähte Gewand des gekreuzigten Heilandes. Wie man ihm das in des Kaisers Gegenwart abgenommen hatte, sah ihn der schrecklich an. Jetzt merkte Pilatus, dass ihm ein böses Ende bevorstehe. Und eines Morgens fand man ihn tot im Gefängnis; er hatte sich selbst entleibt.

Der Kaiser liess seinen Leichnam in den Tiberfluss werfen, der die Siebenhügelstadt durchfließt. Aber da gab es in Rom Ungewitter und böse Seuchen aller Art, bis man den Leichnam wieder aus dem Tiber holte. Nun führte man den toten Pilatus nach Frankreich und ver-

senkte ihn bei der Stadt Lyon in die Rhone. Doch auch da ging's bald zu wie in der Hölle, also dass man den Leichnam wieder herausfischte und nach der Bischofsstadt Lausanne verbrachte, um deren Mauern die Veilchen so süß duften. Aber auch im schweizerischen Waadtland kam der Tote nicht zur Ruhe. Tag und Nacht piffen die Ungewitter um die geängstigte Stadt.

Jetzt hatte man aber genug. Man wollte den unruhigen Geist einmal an den richtigen Ort bringen. So trug man denn den toten Pilatus auf die rauhen Alpen des Frakmunts bei Luzern, wo man ihn in einen kleinen Bergsee warf.

Doch auf dem Berge, den die Leute nun Pilatusberg nannten, trieb es der böse Geist schrecklicher als jemals. Zwar lag der kleine Bergsee meistens finster und schweigsam da, und nie gefror er zu. Aber unversehens regte der böse Geist die Wasser in ihrer Tiefe auf. Dann stieg er heraus, von finsternem Nebel umgeben, und liess Schmeissfliegen und stechendes Ungeziefer auf die entsetzten Hirten und ihre Herden los. Und um Mitternacht begann er oft in seinem See zu toben. Hochauf fuhren die Wasser, und auf einmal stürmte er heraus und jagte das weidende Vieh in alle Tobel und Schluchten hinein. Im Vorfrühling aber kämpfte er mit dem König Herodes in den Lüften und warf mit Lawinen nach ihm, die dann tosend zu Tal rasten. Die Sennen und die Umwohner des Berges sahen nur mit Schrecken an dem finstern Berg hinauf, dessen Haupt fast immer in einer schwarzen Nebelkappe steckte. Sie versuchten alles, um den bösen Geist zur Ruhe zu bringen, doch alle Beschwörungen wollten nichts helfen.

Da kam einmal ein fahrender Schüler aus der unterirdischen Schule zu Salamanca in die Stadt Luzern. Der anerkant sich, das gespensternde Ungetüm für immer in den See zu bannen. Er bestieg die höchste Spitze des Pilatusberges, das Mittagsgüpfi, und begann die Beschwörung. Aber trotz der fürchterlichen Beschwörung wich der böse Geist keinen Zoll. Die Felsen wankten unter dem fahrenden Schüler, dass er fürchten musste, sie fallen mit ihm ab. Da begab er sich aufs Widderfeld. Hier nahm er den Kampf nochmals auf.

Wie es da schrecklich zugegangen sein muss, zeigt heute noch der für immer und ewig versengte Rasen, auf dem kein grünes Gräslein

mehr gerät. Jedoch hier wurde der fahrende Schüler des widerspenstigen Pilatus Meister. Er bannte den bösen Geist bis zum jüngsten Tag in sein Seelein zwischen dem Mittagsgüpfi und dem Gnappenstein. Auf einem Dämon in Rossgestalt fuhr Pilatus in das unheimliche Wasser hinein. Nur einmal im Jahre, am Karfreitag, und dann nur auf kurze Zeit, tauchte er dann auf einem Richterstuhl mitten im Seelein aus der Flut, vom Teufel an einer eisernen Kette gehalten. Er trug blutrote Amtstracht, seine Haare waren katzgrau und der Bart schneeweiss. Und da versuchte er dann immer die blutbefleckten Hände im Wasser zu waschen, aber umsonst. Wehe dem einsamen Gensjäger und Hirten, der ihn so erblickte! Er musste innert Jahresfrist sterben. Pilatus aber durfte nur so lange über dem Seelein verweilen, als in der Kirche Luzern die Passion abgehalten wurde. Kaum war sie vorüber, versank er wieder für ein Jahr in die schwarze Flut. Seither verhielt er sich ruhiger. Nur wenn man mit Steinen ins Seelein warf, liess er schwere Ungewitter aufsteigen. Oft noch sahen die Hirten den bösen Geist plötzlich als wildes Ross oder als grossen Hund oder gespenstiges Kalb vor sich stehen, wenn sie etwas Unrechtes im Sinne hatten.



Der Pilatus – sagenumworbener Hausberg der Luzerner.

Noch lange Zeit blieb der Pilatus ein unheimlicher Berg, denn wenn es in Luzern zunachte, sah man aus seinen Wolken feurige Drachen über den See nach dem Rigi und nach dem Bürgenstock fliegen. Oft waren es

so viele, dass es aussah, als gingen feurige Stege von Berg zu Berg. Es sollen im Bürgenstock die Drachen besonders zahlreich genistet haben, da er gespalten ist und nur durch eine goldene Kette, die rings um den Berg läuft, zusammengehalten wird. Heute noch schauen die Jungen und Mädchen aus der schönen Stadt Luzern gar oftmals an dem Pilatusberg hinauf, denn er ist ihr Wetterprophet geworden, und da wissen sie folgendes Sprüchlein zu sagen:

«Hat der Pilatus einen Hut,
ist das Wetter fein und gut.
Trägt er aber eine Kappe,
fängt das Wetter an zu gnappe (schwanken).
Hat er einen Degen,
gibt es sicher Regen.»

Brauchtum im Kanton Luzern:

Agatha, die Heilige gegen Pest, Hunger und Feuer

Josef Zihlmann

Sankt Agatha ist im alemannisch-schwäbischen Raume eine der volkstümlichsten Heiligen und steht in dieser Beziehung unter den heiligen Jungfrauen wohl an erster Stelle. Es ist darum nicht verwunderlich, dass sich um die Gestalt dieser Heiligen im Laufe der Jahrhunderte ein Brauchtum entwickelt hat, das bis in unsere Tage erhalten geblieben ist.

Der Name Agatha «die Gute» stammt aus dem Griechischen. Er wird im deutschen Sprachgebiet meist mit Betonung der ersten Silbe ausgesprochen. Darum trifft man etwa Kontraktionsformen wie Sant Agt oder Agtentag an, in Österreich auch Ait (Aientag, Aitenkerze). *Sant Agt hed d Fyrtige verjagt*, hiess es früher im Luzernbiet; damit wollte man sagen, es gebe nach dem Agethentag bis Ostern keinen Feiertag mehr.

Agatha ist eine christliche Märtyrin. Sie lebte in Catania auf Sizilien, wo sie nach der Überlieferung in der Christenverfolgung des Decius um 250 den Tod erlitten hat. Die Legende erzählt, der Statthalter habe sie wegen ihrer Schönheit begehrt und habe sie, um sie zu verführen, in ein Freudenhaus bringen lassen. Als Agatha standhaft blieb, liess er sie grausam martern. Man legte sie auf glühende Kohlen und schnitt ihr die Brüste ab, worauf sie dem Richter zurief: «Schämst du dich nicht,

ein Weib dort zu verwunden, wo du getrunken hast?» Das sizilianische Volk erzählt noch andere Dinge von Agatha. Der heilige Petrus habe sie im Gefängnis von ihren Wunden geheilt. Ein heftiges Erdbeben habe die Stadt Catania erschüttert, als Agatha gemartert wurde. Als die Christen ihren verstümmelten Leichnam beerdigten, habe ein vornehmer Jüngling, der von weissgekleideten Kindern begleitet war, ein Marmortäfelchen niedergelegt, worauf es hiess: «Eine grosse Seele, Gott die Ehre, Erlösung dem Lande». Nachher sollen am Grabe der Heiligen grosse Wunder geschehen sein. Am Jahrestag ihres Todes brach der Ätna aus, an dessen Fuss Catania liegt. Die feurige Lavamasse kam mit unheimlicher Geschwindigkeit den Berg herunter und drohte die Stadt samt ihrer Erde zu verbrennen. Da flohen die Einwohner zum Grab ihrer Schutzheiligen, ergriffen das Tuch, das über dem Grab lag, und trugen es dem Lavastrom entgegen. Darauf stand dieser still, und die Stadt war gerettet. Wenn seither der Ätna durch Brodeln und Schiessen Gefahr ankündigt, trägt das gläubige Volk von Catania in grosser Prozession den Schleier der heiligen Agatha dem Lavastrom entgegen.

Sankt Agatha soll Sizilien auch vor Pest und Hungersnot gerettet haben; darum ist sie nicht nur die Feuer-, sondern auch die Brot-heilige, als die sie auch bei unserem Volke nördlich der Alpen grosses Vertrauen genießt.

* Vorabdruck aus dem angekündigten Buch: Sie rufen mich beim Namen (Comenius-Verlag, Hitzkirch).